Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 65 (1987)
Heft: 1

Artikel: Als Älpler im Safiental
Autor: Buchli, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-721054

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

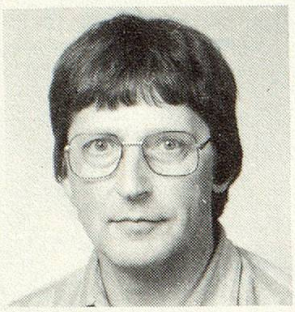
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EDITORIAL



Liebe Leserinnen und Leser

Die vorliegende Ausgabe der «Zeitlupe» weicht in ihrem äusseren Erscheinen vom gewohnten bisherigen Bild ab, andere Schriften und andere Bildplazierungen versuchen, die Zeitschrift noch übersichtlicher, lesbarer, attraktiver zu machen.

Es scheint mir wichtig, dass die «Idee» der «Zeitlupe» weiterhin als Norm bestehen bleibt: Sie soll für ältere Menschen eine informative Zeitschrift sein, die sich auch für die Anliegen der Leser engagiert. Wenn dabei das Redaktionskonzept in gewissen Punkten von der bisherigen Linie abweichen sollte, so bedeutet dies keine Abkehr von Bewährtem! Veränderungen zeigen Leben an, dabei braucht Grundsätzliches nicht in Frage gestellt zu werden.

Und nun zur vorliegenden Ausgabe: Die meisten Rubriken kennen Sie noch, die redaktionellen Mitarbeiter sind zum grossen Teil die gleichen geblieben, auch unser Leserdienst steht Ihnen in der gleichen Weise wie vorher zur Verfügung, ja, wir haben diesen für Sie sogar noch ausgebaut.

Es freut mich, dass ich in der Person von Christina Geissmann-Keller die Redaktorin des «prüf mit», der Zeitschrift des Konsumentinnenforums, gewinnen konnte. Sie wird von nun an in der «Zeitlupe» die Rubrik «Konsum» betreuen und auf Ihre speziellen Anliegen kompetent eingehen können.

Franz Kilchher

Vor beinahe achtzig Jahren stieg ich das erste Mal zu den Walihütten hinauf – das heisst, ich wurde von meinem Bruder auf den Schultern hinaufgetragen. Ich kann mich natürlich nicht daran erinnern, ein Ausspruch des Bruders hat das Ereignis aber festgehalten. Als ich mühelos oben angekommen sei, habe er zu mir gesagt: «Ja, ja, mein Lieber, du bist jetzt in den schönsten Jahren!»

Als ich vor noch nicht allzu langer Zeit meinen gut einjährigen Enkel in gleicher Weise auf die Alp trug, schien mir, wir seien beide, er erstmals und ich vielleicht nochmals, in den schönsten Jahren.

In meinen jüngeren Jahren stieg ich dann beinahe ohne fremde Hilfe auf die Alp, wenn ich meine Mutter begleitete. Für beide war es ein mühsamer Weg: Im Gruobli gab es dabei jedesmal gutes Wasser und auf dem Hüttenegg eine Verschnaufpause ... Oben angelangt, begann die Mutter zu käsen. Zum Glück ging es ihr leicht von der Hand, sie hatte Freude daran. Sicher und scheinbar ohne besondere Anstrengung trug sie die schweren Gebsen aus der kühlen, niedrigen Milchkammer und stellte sie auf den Hüttentisch zum Abrahmen. Mit dem hölzernen Nidelmesser – einem etwa dreieckigen Instrument mit Handgriff – löste sie ringsum den Rahm vom Gebsenrand, und mit erstaunlicher Fertigkeit konnte sie fast die ganze Rahmschicht in einem Male mit dem grossen Nidelgoo (Rahmkelle) einfangen. Mir wollte das später nie so recht gelingen. Nachdem alle Gebsen entrahmt waren, goss sie den Rahm ins Achchübli (Butterfass). Dieses musste sie darauf lange am Wirbel drehen – eine mühevolle Arbeit –, bis die Butter «gar» war und Knollen um Knollen aus dem Butterfass herausgenommen werden konnte.

Unterdessen war die entrahmte und mit Lab geimpfte Magermilch im Chäschessi «dick» geworden, geronnen. Mit einem morgensternähnlichen Gerät – die Käseharfe kannten wir noch nicht – wurde die Masse gerührt. Sie sammelte sich zu einem Klumpen, den die Mutter noch etwas zusammendrückte und dann gekonnt, ohne Tuch, in das Käsefass beförderte, aus dessen Löchern die Molke rinnen konnte.

Die im Käsekessel zurückgebliebene Flüssigkeit – wir nannten sie «Sirrgolta» – wurde erhitzt, mit Buttermilch oder Magermilch und saurer Schotte (später mit Essigessenz) versetzt. Auf dem Siedepunkt angelangt, bildete sich auf der grasgrünen Schotte eine Schicht weissen, zarten Ziegers.

Konrad Buchli:

Als Älpler im Safiental

Vor beinahe achtzig Jahren «stieg» Konrad Buchli zum ersten Mal auf die Alp zu den Walihütten im bündnerischen Safiental. Der Hof Zalön, auf dem der Autor aufgewachsen ist, liegt inmitten der Gemeinde Safien. Heute gibt es zwar in dieser Gegend einige Hofsträsschen, aber immer noch keine Bergbahn, keinen Skilift, keine Ferienhaussiedlung, kein Hotel. Noch gehört das Safiental zu den unberührtesten Tälern der Schweiz ...

Manchmal – die Ursache fanden wir nicht heraus – bildete er einen kompakten Klumpen, der sich in der siedenden Schotte wälzte wie ein Delphin im Wasser. Ein Teil wurde mit der «Ziegergazze» in die Schottenbrogge, ein geküfertes, gut verschliessbares Holzgefäss, geschöpft. Der Rest kam in das Ziegerfass. Zum Schluss wurden noch alle Geschirre in der heissen Schotte gebadet und gereinigt.

Die Mutter wickelte anschliessend den Butterballen in Pergamentpapier, legte ihn auf ein Schmalzbrettli, ein zweites darüber und band ein Tuch darum, wobei die vier miteinander verknüpften Zipfel oben als Tragschlaufe dienten. Den Butterballen in der einen, einen Kessel Milch oder Schotte in der andern Hand, bewältigte sie den steilen, holprigen Heimweg.

Und all dies war ganz selbstverständlich: Der Vater konnte den Weg nicht mehr gehen, die älteren Söhne standen an der Grenze im Dienste des Vaterlandes. Das hatte eben Vorrang ...

Hüttknecht

In meiner Jugendzeit und später als junger Lehrer war ich in den Sommerferien (wir hatten nur im Winterhalbjahr Schule) als Hüttknecht tätig. Kam man abends auf der Alp an, warteten oft

Mein «Stubli» mit angebauter Hütte zum Käsen, Kochen...

schon die Tiere vor dem Gatter und wollten eingelassen werden. Müde trotteten sie in den niedrigen Stall. Beim Melken lehnte man sich an die fast heissen Leiber der Kühe, so dass der Schweiss von der Stirne rann. Dann trug man die Milch in die eigene oder in die Hütte des Nachbarn. Im Messeimer wurde sie mit einem Messstab, der mit Kerben versehen war, gemessen. So konnte man das Milchquantum auf den Viertelliter genau bestimmen. Das Ergebnis schrieben wir in das Milchbüchlein, um von Zeit zu Zeit Bilanz ziehen zu können. Wir drei Bauern vom Walihof bildeten nämlich ein kleines Senntum. Unvergesslich waren die gemeinsamen, recht bescheidenen Mahlzeiten: «Gastgeber» war jeweils der, welcher käste, denn jeden Tag hatte ein anderer zu käsen. Die anderen beiden begaben sich mit einem Stück Brot und Käse, mit Messer und Holzlöffel in die Hütte des Nachbarn. Man setzte sich dort an den kleinen Tisch, nach Bauernart etwas schwerfällig und umständlich.

Bauer in Safien Thalkirch, einst ein Schüler von Konrad Buchli.

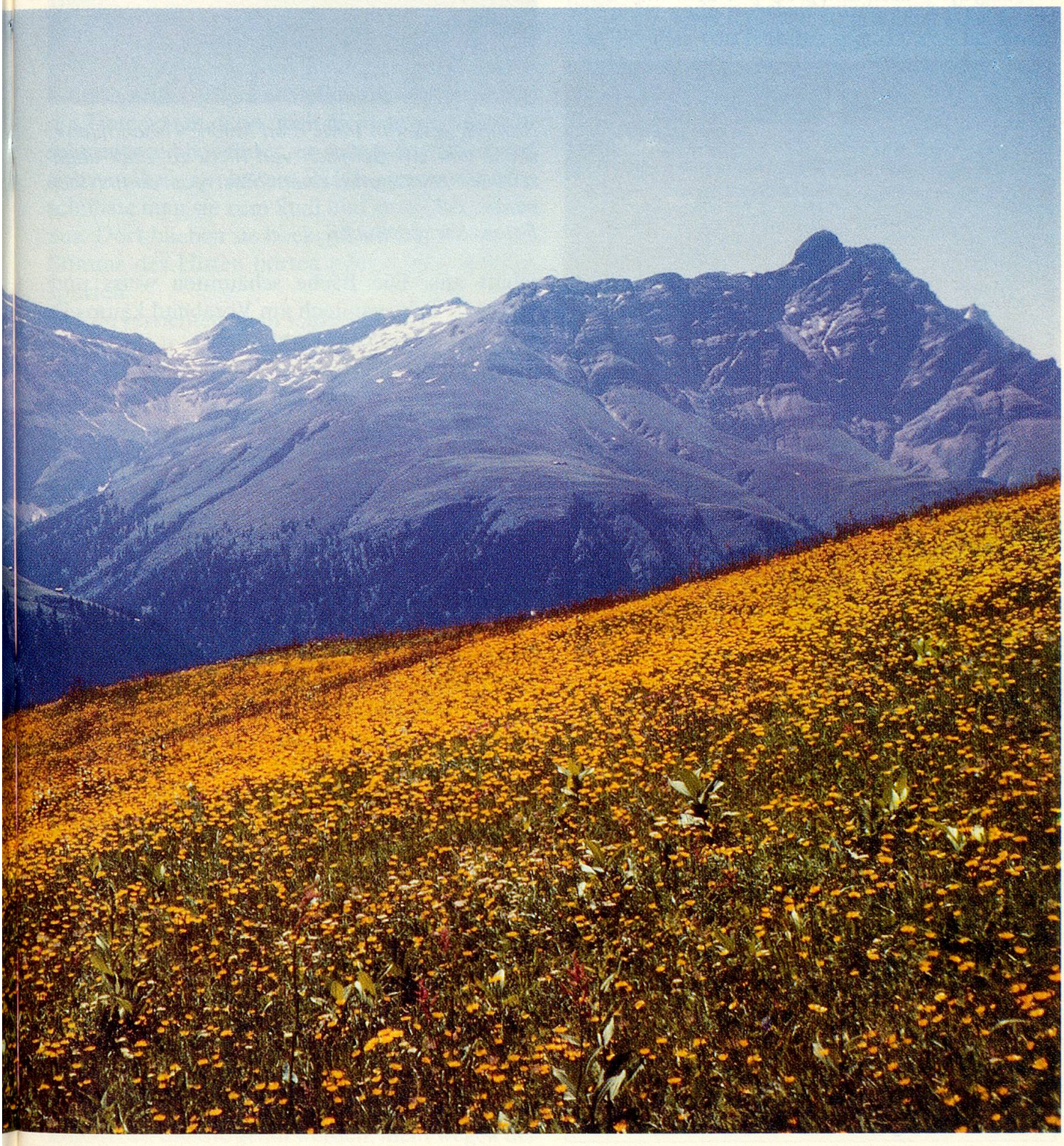
Der Gastgeber holte die Schottenbrogge aus dem Bett, wo sie mit der Bettdecke sorgsam zugedeckt wartete – so blieb die Mahlzeit warm. Sie bestand aus herrlich mundendem, zarten Zieger mit Schotte. Nach dem Zieger tranken wir Milch, «Nachmilch». Diese war ein Gemisch von nicht zu stark abgerahmter Milch und einem Rest aus dem Nideleimer. Was dem Mahl einen besonderen Stempel aufdrückte, war die Atmosphäre in der Dämmerung in der Alphütte oder beim kargen Schein des Petrollichtes.

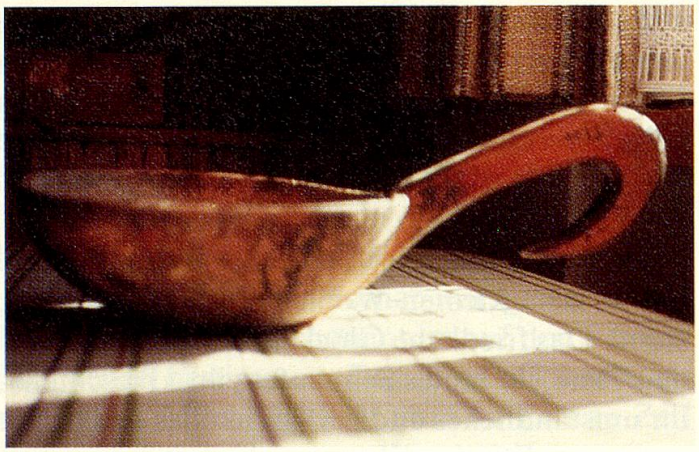
Blick gegen die Walihütten vom Nachbarhof Gün aus. Gelbes Habichtskraut bedeckt die Alp.
Fotos: Konrad Buchli ▶

Den Zieger und die Schotte löffelten wir gemeinsam aus einem gedrechselten Holznapf, bei uns aus einem feingeküferten Broggli aus Lärchenholz. Die Löffel waren aus hellem Ahornholz geschnitzt. Den meinen fühle ich heute noch in Hand und Mund. Das Lärchenbroggli und der Holzlöffel gehörten zur Alp, sie blieben in der Hütte, bis sie von einem Liebhaber für Altertümer bei einer Diebestour gestohlen wurden. Der Dieb liess auch einen selten schönen Nidelgoo mitlaufen, mit dem mein Bruder schon als Senn auf der Neukircheralp Salpenna vor gut sechzig Jahren viele Milchgebsen entrahmt hatte. Den Dieb hat man erwischt, die Gegenstände blieben jedoch verschwunden.

Nachtmusik

Ich war froh, dass der Viehstall unmittelbar am Stubli, dem kleinen Wohn- und Schlafgemach, stand. Das friedliche Glöckeln der wiederkäuenden Tiere, ihr lautes Schnaufen, ihr «Pieschten», ihr umständliches und geräuschvolles Aufstehen





Wassergoo: Wasserschöpfer, mit dem man auch die Schotte schöpfte.

Die im Chäs-Chessi geronnene Magermilch sammelte sich zu einem Klumpen. Dieser wurde ins Käsefass (siehe Foto) befördert, aus dessen Löchern die Molke rinnen konnte.

Broggli: Aus ihm trank man Milch, «Nachmilch». Diese war ein Gemisch von nicht zu stark abgerahmter Milch und einem Rest aus dem Nideleimer.
Fotos: Konrad Buchli

und Sichniederlegen war eine heimelige Nachtmusik.
Eine weniger schöne Nachtmusik war es, wenn ein Gewittersturm über die Alp ging. Dann rauschte und toste und krachte und rüttelte es, dass einem am Rand des Tobels in dem kleinen Stübchen, das zudem auf wackeligem Fundament stand, unheimlich zumute werden konnte. Zum Glück bot der Stall ihm einigen Schutz. Am Morgen war der Spuk jedesmal vorbei, die Hüttchen standen bis oben nass und noch schwärzer als zuvor. Wie gewaschen sah danach die Landschaft aus. Die Bäche schäumten weiss und braun zu Tale, wo noch am Vorabend kaum ein Wässerchen geflossen war.
Später einmal wurde das Stübchen auf sicheres Gelände versetzt und ruht heute auf besserem Fundament. Ja, es ruht wirklich, es wird kaum noch benützt.

Spiel und Alphornklänge

Als Sternstunden im Leben auf der Alp möchte ich auch ein kaum noch bekanntes Kartenspiel mit minimen Geldeinsätzen erwähnen, «Beeteln» nannten wir es. Ein heute 83jähriger ehemaliger Mitspieler weiss mir zu berichten, dass dieses Spiel durch Heuer aus dem Vorarlberg bei uns bekannt wurde, dort nenne man es «Zwikken».
Hin und wieder erhielten wir Besuch von den Hütten des Nachbarhofes Gün. Dann spielten wir bis tief in die Nacht hinein und vergassen dabei unsere Müdigkeit.
Bei kaltem Wetter verlegten wir unseren «Spielsalon» in den warmen Stall zu den Tieren. Diese schauten uns nicht in die Karten und schwatzten auch nicht drein. Sie liessen sich aber auch von uns nicht stören. In dieser heimeligen Atmosphäre vergass man die Zeit, man entbehrte nichts.
Wir übten uns auch im Alphornblasen und meinten manchmal, dass wir es zu einigem Können gebracht hätten. Doch wenn der alte Hans

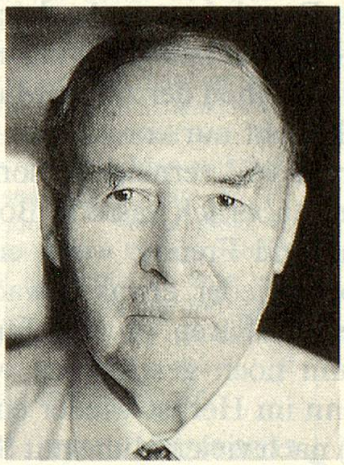
vom Höfli einmal ins Alphorn blies, merkten wir, dass wir noch «Stümper» waren. Er hatte seine eigene, kräftige Melodie, die wir nachzuahmen versuchten, was uns aber nie richtig gelang. Im Gegensatz dazu blies Mattli Hunger bei den oberen Hütten auf der Alp eine andere, weichere Melodie. Die gesamte Melodie wurde von diesen Bläsern jeweils ohne neu Atem zu schöpfen geblasen.

Die Arbeit

Die Arbeit auf der Alp bildete nur den Rahmen eines strengen Tagewerks. «Älplerromantik» fand nur ganz am Rande statt.
Am Morgen musste man, besonders bei schönem Wetter, sehr früh zum Melken aufstehen. Auch die Tiere waren dann noch nicht ausgeruht. Nur sehr ungern bequemten sie sich aufzustehen, um sich melken zu lassen. Nach getaner Arbeit schubste man sie zum Stall und zum Gatter hinaus. Dort blieben sie bockstill stehen, bis sie die Stimme des Hirten hörten oder seinen Stecken spürten.
In Eile verrichtete man seine Arbeit in der Hütte und im Stall, denn man sollte zur Zeit unten im Tal sein. Tagsüber arbeitete man nämlich auf dem Hof voll mit und stieg abends erhitzt wieder auf die Alp zum nochmaligen Einsatz. War der Tag wetterbedingt ruhiger als gewöhnlich verlaufen, schulterte man die für den Schottentransport benötigte Lägälä. Mit dem Schlitten zusammen ergab dies ein beachtliches Gewicht. Am Morgen schlittelte man das schwere, mit Schotte gefüllte Fass die steilen Hänge hinunter, was keineswegs ein Vergnügen war.
Man hätte die Säue auch auf die Alp nehmen und sie die Schotte oben trinken lassen können. Doch dies war nicht Tradition. Man schonte sie, die Schweine, mehr als den Hüttknecht und die Bäuerin.
Gewöhnlich besorgte der Hüttknecht auch das Käsen. Dafür benötigte er einen halben Tag. Bei schönem Wetter stand man da selbst bei dieser an und für sich befriedigenden Arbeit unter Zeitdruck. «Stress» gab es schon damals, oben auf der Alp und unten auf dem Hof. Jogging brauchte man nicht einzuschalten. Freie Tage gab es auch nicht, man glaubte auf jeden Fall, sich keinen leisten zu können. Ja, man hätte sich sogar geschämt. Es hiess: werken, werken, und wer nicht werkte, was er konnte und mochte, galt als faul. Das wollte und durfte man nicht sein. Die Arbeit musste getan werden, nicht wegen der Rendite, sondern um der Arbeit und des Überlebens willen.

Arbeitskraft

Der Hüttknecht war meist auch unten auf dem Hofe die führende Arbeitskraft. Im Mittelpunkt stand während der Sommermonate die Heuernte. Bis weit in den Vormittag hinein, manchmal bis zum Mittag, schwang man die Sense. Es war eine Ehre, als guter Mähder zu gelten, und zugleich erstaunlich, was ein solcher jeweils für Flächen zu mähen imstande war. Beim Mähen und jeder andern Arbeit waren auch die Frauen und Töchter von früh bis spät dabei. Die Hausarbeit galt wenig. Sie musste morgens früh oder abends spät oder schnell zwischenhinein getan werden.
Nach dem Mähen musste gezettet, gewendet, gerechet werden, das mehr oder weniger dürre Heu in Heutücher oder Tretschen gebunden und dann oft weit und steil zum Stall getragen und dort gezettet werden. Bei regnerischen Sommern konnte die Heuernte bis in den September hinein dauern, und da hätte man schon das meist spärliche Emd ernten sollen ... Oft sehe ich in meinen Träumen das dürre Heu an den steilen Hängen, das eingebracht werden sollte, während die er-



Konrad Buchli

wurde am 26. November 1907 geboren. Er verbrachte seine Jugendzeit auf dem Hof Zalön in der Gemeinde Safien (Graubünden).
1924 Lehrerseminar Chur
1927 Lehrer in Maladers (bei Chur)
1929 Lehrer an der Gesamtschule in Safienplatz Zalön
1936 Lehrer in Ilanz
1951 Lehrer in Grabs-Berg
1958 Lehrer in Goldach (SG) bis 1973

sten schweren Regentropfen aus den dunklen Wolken vom düsteren Himmel des Tales auf meine heisse Stirne fallen ...
Es war ein schöner alter Walserbrauch, dass jeder Bauer sein Vieh auch im Sommer selber betreuen konnte, auf gemeinsamer Alp. Viele, sehr viele sind dieses schönen Brauches überdrüssig geworden. Ich begreife sie. Es war hart, zu hart in Verbindung mit all der andern Arbeit, die ohne technische Hilfe getan werden musste. Es wäre nicht ehrlich, wollte ich diesem Brauch mit Bedauern ein walserisch-romantisches Mäntelchen umhängen. Das kann jemand tun, der nicht selber in dieser Tretmühle drin stand.
Nur wenige Unentwegte in unserem Tal steigen heute noch jeden Abend auf die Alp. In Camana hat es einer von diesen auf achtundsechzig Sommer gebracht. Auch ohne von dieser zusätzlichen Belastung zu wissen, hatte jener Politiker der dreissiger Jahre wohl recht, wenn er sagte: Der Bergbauernberuf ist ein Schinderberuf.
Man muss wissen, dass die Zeit, aus der dieser Bericht handelt, jene Bergbauerngeneration betrifft, die schon die Zeit des ersten Weltkrieges bewusst oder hart miterlebt hat, dann die unendlich langen Krisenjahre und schliesslich die Zeit des zweiten Weltkrieges. Sie hat ein schlimmes Leben gehabt.
Erträglich war es für diejenigen, die an der Arbeit Freude hatten. Auch ich tat jede Arbeit gern, ausser dem leidigen Tragen. Ich war stolz, wenn beim Mähen der zähen Magerwiese die Gräslein sich nicht nur vor oder unter meiner Sense ehrfurchtsvoll verneigten, sondern wegstoben und der säuberlich rasierte Boden zurückblieb. Ich empfand Freude, wenn ein bescheidener Heustock wieder etwas gewachsen war, wenn die kleinen Türen ob der Fülle des dürren Heus kaum noch geschlossen werden konnten oder wenn im Herbst wieder eine Mistlegi (Mistgrube) nach vieler Mühe mit Stossbänna, Schleupfä (diesem Marterinstrument, mit dem man den Mist auf die Wiesen zog), oder mit Hilfe von Rindli und Redig (zweirädriges Fahrzeug) leer geworden war. – Man freute sich, wenn im Herbst ein paar gesunde Kälblein zur Welt kamen, denn diese sollten nach drei Jahren als Rindli verkauft werden (Stierkälber waren gar nicht begehrt). – Man freute sich an den Lämmlein und Zicklein, die im Laufe des Jahres geboren wurden, und wenn im Frühling die Gluckhenne mit einer Schar Hühnchen ums Haus spazierte. – Man freute sich, wenn der Melkeimer beim Melken der wenigen Kühe fast überquoll. – Man freute sich an der schönen Kuh, die bei der Prämierung gut abgeschnitten oder viele Punkte erzielt hatte, oder wenn eine gar als Heerkuh dastand, weil sie alle andern im Kampf besiegt hatte ...
Ja, kleine Freuden, aber sie machten das harte Leben erträglich, das Leben, das eben doch für viele zu kurz kam: die Freude, die Geselligkeit, die Kommunikation, die Musse, die Liebe kamen zu kurz, nicht zu reden von den kulturellen Belangen, von den Neigungen und Begabungen und den berechtigten Wünschen nach einer andern Tätigkeit, einen Beruf zu erlernen.
Es war nicht jedermanns Befriedigung, zu schaffen und zu schinden, um mit grösster Sparsamkeit und Entsagung allfällig wieder ein paar Fränklein aufs Büchlein legen zu können, deren Wert dann später dahinschmolz wie die Butter an der Sonne.

Marktgang

Ein Erlebnis besonderer Art war für mich in jenen Jahren der Viehmarkt in Thusis, waren es doch gegen zweitausend Stück Vieh, die aufgetrieben wurden. Ich besuchte den Markt sehr gerne, Preise hin oder her.
Morgens um fünf Uhr machte ich mich jeweils mit einem Rind oder einer Kuh – wenn's gut ging deren zwei – und etwa noch einem Muneli auf den Weg. Die Tiere hatte man am Vorabend von der Alp nach Hause gebracht. Auf dem Weg nach Thusis gesellte sich bald mein Freund mit seinen Tieren zu mir, und bis wir den Anstieg zum Glaspass antraten, waren wir schon eine ganze Reihe Marktfahrer. Bedächtig stiegen wir den steilen Weg hinauf, die Tiere schwitzten manchmal noch mehr als wir.
Froh waren wir, wenn wir die Passhöhe erreicht hatten. Jetzt wurde es langsam interessant: Bei guter Marktlage kamen uns die Händler bis gegen Glas hinauf entgegen. Den Heinzenberg hinunter fing schon das Handeln und Markten an. Oft wurden jetzt schon Verkäufe getätigt, meistens waren es die besten. Waren aber keine Händler unterwegs, so bedeutete dies ein schlechtes Zeichen für den Markt.
Gegen Abend kamen wir in Thusis an. Anderntags musste man dann stundenlang bei Regen oder heisser Sonne inmitten einer unübersehbaren Menge von Menschen und Tieren warten, bis endlich wieder ein Händler oder Bauer das Tier eines Blickes würdigte. Sie merkten wohl, dass

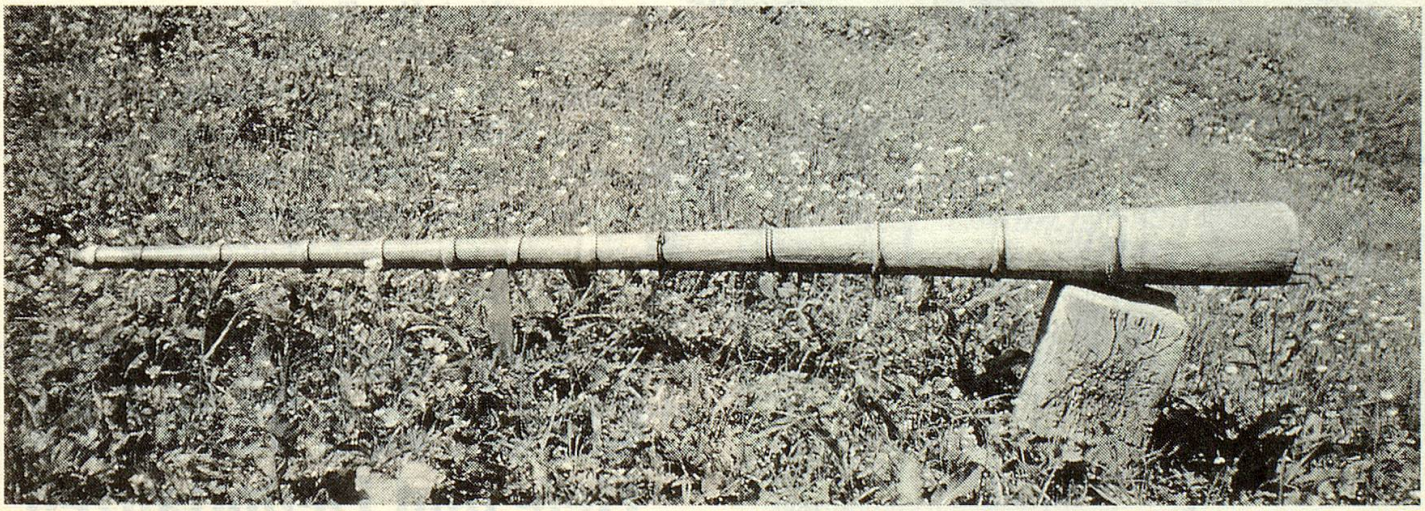
die Verkäufer immer «reifer» wurden; ein Tier über den Berg zurückzuführen, war kein Vergnügen, vom Zeitverlust schon gar nicht zu reden.
Einmal gab mir ein Bruder für den Markt zwei knapp einjährige Muneli mit. «Chascht schä gä, kratt wiä kuscht», lautete der Auftrag. Mein Marktgang gewann so noch an Spannung. Ich forderte für beide zusammen zwölfhundert Franken. Aber alle Händler boten mir nur zwischen sieben- und achthundert Franken. Hatten die Käuze das wohl in Thusis so abgesprochen? Einmal hätte ich mehr als tausend Franken haben können, aber nur für einige Sekunden – denn ich spielte allzusehr den Sicheren ... Ich musste anderntags froh sein, dass ein wohlgesinnter junger Händler mir noch rund tausend Franken gab!

Er steigt vom hohen Male ...

Das Lied vom Kriegsgeschrei und vom Älpler, der darob erwacht, geistert immer noch in unsern Singbüchern. Ich stieg in jenen letzten Augusttagen des Jahres 1939 vom hohen Male und stürzte mich in die – Uniform. Das genügte mir. Uniformiert, mit Sack und Pack und mit Verspätung marschierten wir zwei Hüttknechte allein das Tal hinein, über den Safierberg und hinunter in die Stutzalp, oberhalb Splügen. Hier fanden wir unsere Abteilung. Es musste sehr ernst sein, denn selbst solche Wehrmänner, die schon den ersten Weltkrieg ganz oder teilweise «mitgemacht» hatten, waren aufgeboten worden ...
Auf der Alp musste mich mein um drei Jahre älterer Bruder ablösen. Mit seinen schmerzenden Füssen taugte er nicht mehr für das Vaterland, obwohl er als Rekrut und Unteroffizier mehr als zweihundert Diensttage hinter sich hatte. Aber fürs Bergland genügten die Füsse noch, mussten sie genügen ...
Wir waren also auf der Stutzalp, hoben Gräben aus, als ob Splügen im Tale drunten schon gefallen wäre. Nach mehreren langen Wochen sind wir von General Winter zurückgepfiffen worden. Gute Kameradschaft, zwei Handorgeln, ein Hund und die Jasskarten machten auch diese «Alpzeit» erträglich.

Abschied

Besondere Umstände brachten es mit sich, dass ich nach sieben Jahren, also 1946, nochmals einen vollen Alpsommer mit all seinen Begleiterscheinungen erlebte. Nach dieser nicht so romantischen Zeit nahm ich an einem Septembertag als aktiver Älpler endgültig Abschied von der Alp. Das Vieh war schon weg. Mächtig zog es die Tiere hinunter auf etwas ergiebigere Weiden, in etwas zahmere Gefilde. Plötzlich herrschte da oben schon herbstliche, ja winterliche Stille. Ich ordnete Stall und Hütte, wie es üblich ist, wenn man nicht weiss, ob und wann man wieder kommt. Das Schlafgemach, das Stubli, hätte wohl mehr Aufmerksamkeit verdient, aber den einzigen Wintergästen, den Mäusen, genügte es wohl. Sie waren froh, wenn sie sich durch winzige Öffnungen vor dem hungrigen Wiesel schützen konnten. Im Sommer hätte ich ihnen nicht raten wollen, mir einen nächtlichen Besuch abzustatten! Da hörte ich lieber den Marder, der in unglaublichem Tempo geräuschvoll über die Aussenwände raste. – Für eine Zeitlang störte das nun niemanden mehr. – Den Strohsack hängte ich an einen Haken an die Decke des Stubli, damit er im Winter nicht zum Aufenthaltsort der Mäuse werde.
Dann stellte oder legte ich draussen den niede-



Unser Alphorn

ren, breiten Schlitten mit den kräftigen Längs- und Querleisten bereit. Darüber breitete ich eine Blache, legte eine Schicht gutes Alpenheu darauf als Polster für die schönen Sommerkäse, die ich sorgfältig daraufschichtete. Auch die stark geräuchten Ziegerstöcke, kleinere und grössere, kamen dazu. Irgendwie musste auch noch das Achchübli plaziert werden, dessen Wirbel, seiner Bedeutung bewusst, trotzig oben herausschaute. Das Ganze deckte ich mit dem Bettzeug zu und schnürte die Ladung vorsichtig, aber solid mit der Tretsche zusammen. Nun war der Hüttenzug, so nannten wir das herbstliche Fuder, zur Abfahrt bereit. Mit dem gewohnten Trick schloss ich zum letztenmal das Stubli und schob den mit einem primitiven Scharnier versehenen zweiteiligen Schlüssel unter den Dachbalken.
Fest fasste ich den Zugstrick mit beiden Händen. Ich war Lokomotive und Bremser zugleich, und die Heizung funktionierte auch bald. Es war eine relativ kostbare Fracht mit einem ordentlichen Gewicht. Der Hüttenzug durfte auf keinen Fall kippen oder meiner Führung entgleiten. Die Gefahr war nicht ganz gering über die feuchten, steilen Herbstwiesen am Rande des Günertobels hinunter.

Aus der Bettdecke tickte verhalten der Wecker wie eine Zeitbombe. In gewissem Sinne war es auch eine. Sie kündete die bereits eingesetzte Entwicklung an: die Entvölkerung der Berggebiete, die man besonders in den zwanziger und dreissiger Jahren zwar ohne Absicht, aber mit wenig Weitsicht leider gut vorbereitet hat. Immer mehr Alphütten und andere Gebäude wurden und werden leer, brechen zusammen, verfaulen, man lässt sie verfaulen, zu Hunderten, zu Tausenden. Gebäude, die von unsern Vorfahren zum Teil vor Jahrhunderten aus Notwendigkeit, aber auch mit viel Fleiss und Können, mit Freude, Sorgfalt, Liebe und viel Mühe und nachbarlicher Hilfe hingestellt wurden. Und die heutige Generation will oder muss diesen Zerfall in Kauf nehmen. Im günstigsten Falle werden die verwitterten, harten Balken noch als Brennholz verwendet, gehen in Rauch auf! Unten im Tale hat der Beton Einzug gehalten ...
Ich bin vor vierzig Jahren mit dem letzten Hüttenzug zu Tal gefahren. Dann bin ich ausgestiegen, konnte, wollte, musste aussteigen. Eigentlich wäre ich ein Vollblutbauer gewesen, ohne eigenen Hof, ohne Vieh, ohne Geld. Aber es war wohl mein Glück. Man weiss das auch im nachhinein nicht immer so genau.

Naturheilmittel von BIO-STRATH® helfen

BIO-STRATH® Heilmittel

Nr. 1 Venen-Tropfen
Nr. 2 Entzündungswidrige Schleimhaut-Tropfen
Nr. 3 Husten-Tropfen
Nr. 4 Herz-Tropfen
Nr. 5 Rheuma-Tropfen
Nr. 6 Leber-Galle-Tropfen
Nr. 7 Nieren-Blasen-Tropfen
Nr. 8 Schlaf-Nerven-Tropfen
Nr. 9 Magen-Tropfen

BIO-STRATH®
Hefe und Heilpflanzen